

## Lebensverteuerung und Steuererhöhungen in England.

Von L. Leonhard.

Wien, 22. Juli.

Es mag bereits wie ein Gemeinplatz klingen, muß jedoch immer wieder von neuem festgestellt werden: England kämpft gegen uns mit einem zweischneidigen Schwert und schlägt sich dabei selbst die denkbar blutigsten Wunden. In diesen Ausführungen soll vom Militärischen ganz abgesehen werden und nur vom rein Wirtschaftlichen die Rede sein. Die mit so grandiosem Simbam in Szene gesetzte Aushungerungspolitik hat auch für Albion ihre Schattenseiten und bitter schmerzenden, ins Fleisch schneidenden Nachteile. Die Zeiten scheinen — wenigstens auf Jahre hinaus — vorbei, wo noch der kleine und der kleinste Mann im Inselreich stolz auf das „Roastbeef of Old England“ auf seinem Mittagstisch hinweisen konnte. In jedem britischen Haushalt macht sich jetzt wie nie zuvor die Teuerung fühlbar, und dazu treten ungeahnte und für England unerhörte Steuerlasten. In einem seiner vortrefflichen sozialen Dramen legt der englische Dichter John Galsworthy einer überaus lebenswahr gezeichneten Gestalt die zynischen Worte in den Mund: „Für manches Pläster hat man schwer zu blechen!“ Dieser Ausspruch läßt sich auf den gegenwärtigen Zustand des Britenreiches anwenden, das diesen grauenhaften Krieg nicht nötig hatte.

Bei der folgenden Darstellung der erhöhten Lebensmittelpreise in England mag man bei Vergleichen zu dem Schlusse kommen, daß sie nicht so hoch wie die unsrigen seien. Das wäre jedoch keineswegs ein richtiger Schluß. Die Denkweise, die ganze Mentalität des Engländer ist grundverschieden von der unsrigen. Bisher hat er noch nie am eigenen Leibe, bei sich zu Hause erfahren, was Krieg eigentlich bedeutet. Es ist für ihn etwas ganz Neues, den Krieg im Lande selbst zu spüren, und darauf konnte er bei der grandiosen Auffassung seiner Machtverhältnisse und Machtmittel tatsächlich kaum eingerichtet sein. Dazu kommt, daß der Durchschnittsbrite im Grunde genommen verwöhnt, zumeist zu einer guten, oft verschwenderischen Lebensführung erzogen ist, weshalb ihn Teuerung und Steuerlasten weit stärker treffen, als die kontinentalen Nationen und besonders die Mittelmächte, die ja von vornherein auf eine bescheidenere Wirtschaft eingerichtet sind. Wenn aber einem Herrenvolke angestammte Lebensgewohnheiten verkürzt werden, so kann das kaum ohne empfindliche Rückwirkungen ablaufen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß wir einen Verteidigungskrieg führen, England dagegen einen aggressiven und einen Handelskrieg, der die Nation bereichern, das Volksvermögen vergrößern sollte. Albion war so siegesgewiß, so sicher, den deutschen Handel zu zerschmettern und auf dessen Kosten finanziell ins Riesenhafte zu wachsen, daß es auf derartige wirtschaftliche Veränderungen und Verwicklungen wie die jetzigen, unmöglich gefaßt sein konnte. Umso weniger, als die führenden Staatsmänner die ganze Nation unablässig durch allerdings leere, aber durchaus ernst genommene Phrasen in sträflichen Optimismus gewiegt hatten. Erst nach gründlicher Ermägung aller dieser Momente kann ein Vergleich gezogen werden.

Von einer Hungersnot in Albion kann allerdings so weit keine Rede sein, als vorläufig auch die Einführung von Lebensmittelfarten als überflüssig betrachtet wird. Doch hat man offiziell festgestellt, daß im Laufe des gegenwärtigen Krieges die Herstellung von Nahrungsmitteln um etwa 15 bis 20 Prozent zurückgegangen ist. Da man weiter den Eintritt einer Missernte befürchtet, gerät das Inselreich mehr denn je in Abhängigkeit von überseeischen Zufuhren. Die stetige Verringerung des Schiffsraumes und die Erhöhung der Frachtraten verteuert die Zufuhren und somit die Lebensmittelpreise auf eine für England beängstigende Art und Weise. Stolz sagte man mir dort während der ersten acht Monate des Krieges, die ich noch in Großbritannien zubachte: „Sie müssen doch zugeben, daß wir glänzend dastehen. Von Mehl und Zucker abgesehen, ist fast kein einziges Nahrungsmittel im Preise gestiegen. Wir lachen einfach über die deutschen Unterseeboote und die damit verknüpften Absichten!“ Inzwischen hat sich das hochmütige Gelächter von damals in bitterbösen Ernst verwandelt und der Optimismus gerät immer ärger ins Wanken.

Die bedeutendste Verteuerung weisen gegenwärtig die Preise von Zucker, Tee, Kartoffeln, Getreide und Fleisch auf. Zucker, Tee und Kartoffeln sollen später behandelt werden. Was die Verteuerung des Getreides betrifft, so ist sie schon so oft und ausführlich erörtert worden, daß hier die Feststellung genügt, wonach Brot und Mehl im Durchschnitt auf etwa das Doppelte des Friedenspreises gestiegen sind, und es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, wie sehr dies die untern Mittel- und Armenklassen trifft, die an einem starken Verbrauch besonders von Weißbrot gewöhnt sind. Nicht weniger hart treffen die besonders seit April emporgeschellten Fleischpreise die Engländer, die bekanntlich starke Fleischkonsumenten sind. Der gewöhnliche Arbeiter erhebt jeden Wochentag Anspruch auf ein vollsaftiges Steak, das vor dem Krieg auch wohlfeil zu haben war, jetzt aber mehr als das Doppelte kostet, wie die Fleischpreise überhaupt im Durchschnitt auf mehr als das Doppelte gestiegen sind. Die eigentliche Steigerung setzte erst im Winter 1915 ein. In der letzten Zeit schwellen die Preise rapid an. Am meisten leiden unter dieser Teuerung die Verbraucher des billigen argentinischen Rindfleisches — trotz der „freien Einfuhr und der vom Feinde freien Meere“. Es kostete im Großhandelspreise im August 1914 2 Sch. 6 P. für 8 englische Pfund (= k 3 für 3.63 Kg.). Im Mai